Schulz, Raimund, Das neue Bild der Spätantike als Epoche der Europäischen Geschichte, in: GWU 59 (2008), 323-335.

*Raimund Schulz*

# Das neue Bild der Spätantike als Epoche der europäischen Geschichte

## 1. Einleitung: Die neue kategoriale Einordnung der Spätantike

Die Spätantike erlebt seit geraumer Zeit eine Renaissance in der Forschung. Was noch vor Jahrzehnten mit dem plakativen Etikett des krisenhaften Niedergangs belegt war, gilt heute als eine Epoche zukunftsweisender Vitalitäten.[1] Sie ist dabei nicht mehr nur „Scharnier" zwischen klassischer Antike und Mittelalter, sondern eine eigenständige Phase der Menschheitsgeschichte, die vorangegangene Entwicklungen mit neuen Anregungen zu einer schöpferischen Welt verdichtete.[2] Die Vorstellung eines unaufhaltsamen Niedergangs ist durch das Konzept des kontinuierlichen Wandels ersetzt; der in den 70er Jahren so beliebte Begriff der „Krise" weicht dem Konzept der „Transformation".[3]

Die Vorteil dieses Konzeptes liegt darin, dass er gegenüber der Krisen- oder Dekadenzvorstellung wertneutraler erscheint und weniger durch eine ex eventu-Perspektive belastet ist, die zu anachronistischen Werturteilen verleitet. Ferner lassen sich Wandlungen und Kontinuitäten im Rahmen einer über die üblichen Epochengrenzen hinausgehenden *longue dureé* besser verfolgen. Jüngste Arbeiten und Forschungsprojekte haben dementsprechend ihren Untersuchungszeitraum von ca. 300 bis in das 9. oder 10. Jahrhundert n. Chr. ausgeweitet.[4]

---

1 *Peter Brown*: Welten im Aufbruch: Die Zeit der Spätantike von Mark Aurel bis Mohammed. Bergisch-Gladbach 1980. *Ders:* Die Entstehung des christlichen Europa. München 1999 sowie *ders.*: Macht und Rhetorik in der Spätantike. Der Weg zu einem „christlichen Imperium". München 1995. Ferner *Averil Cameron*: Das späte Rom (dtv-Geschichte der Antike Bd. 7). München 1994. *Jens-Uwe Krause*: Die Spätantike. In: *Hans-Joachim Gehrke/Helmuth Schneider* (Hrsg.): Geschichte der Antike. Ein Studienbuch. 1. Aufl. Stuttgart 2000. Wegen der faktengesättigten und gut gegliederten Darstellung ist nach wie vor unentbehrlich (auch wenn es die neueren Tendenzen wenig berücksichtigt): *Alexander Demandt*: Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284-565 n.Chr. (= Handbuch der Altertumswissenschaften III, 6). München 1989.

2 Vgl. *Peter Brown*: Die letzten Heiden. Eine kleine Geschichte der Spätantike. Berlin 1978, S. 22 f.

3 Vgl. neben den in Anm. 1 genannten Werken z. B. *Simon Swain/Mark Edwards* (Hrsg.): Approaching Late Antiquity. The Transformation from Early to Late Empire. Oxford 2004. Der Begriff erscheint inzwischen auch in Studien zur Regionalgeschichte, so bei *Helga Botermann*: Wie aus Galliern Römern wurden. Leben im Römischen Reich. Stuttgart 2005, S. 383.

4 Vgl. z. B. die von Peter Brown mit EU-Mitteln unterstützte Reihe „The Transformation of the Classical Heritage", welche die Zeit von 300–900 abdeckt. *Ernst Pitz*: Die griechisch-römische Oikumene und die drei Kulturen des Mittelalters. Geschichte des mediterranen Weltteils zwischen Atlantik und Indischem Ozean 270–817 (Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik Bd. 3). Berlin 2001 besticht durch seine epochen-, raum- und kulturübergreifenden Perspektive, welche die Spezifik römischer und germanischer Entwicklungen sowie die großen Zusammenhänge kenntlich macht. Viele

Auch wenn den Vertretern des Neuansatzes mitunter vorgeworfen wird, sich zu einseitig auf den Osten des Reiches sowie die Kultur- und Religionsgeschichte zu konzentrieren, dagegen die wirtschaftlichen und militärischen Entwicklungen im Westen nur selektiv zur Kenntnis zu nehmen,[5] so haben sie doch der Diskussion um den Charakter der Spätantike einen unumkehrbaren Schub verliehen und fruchtbare konzeptionelle Neuansätze etabliert.[6] Eine von den meisten inzwischen geteilte Auffassung ist z. B. die, dass man stärker die *regionalen Unterschiede* innerhalb des Reiches berücksichtigen und diese mit den großen Veränderungsfaktoren verknüpfen müsse.[7] Der erste Faktor ist die sich wandelnde Qualität der außenpolitischen Gegner des Reiches. Den zweiten bildet der Aufstieg des Christentums.

## 2. Die neue Qualität der außenpolitischen Gegner und die „Reichskrise" des 3. Jahrhunderts

Augustus hinterließ den Römern ein Reich des Friedens. Die Legionen lagen in Kastellen weit entfernt vom Zentrum, übernahmen Patrouillendienste und sorgten für den Ausbau der Infrastruktur. Hinter den Grenzen vollzogen sich jedoch Wandlungen, die bald die Lage ändern sollten. Bereits Caesar hatte mit dem Germanen Ariovist einen neuen Typ des charismatischen Heerführers kennen gelernt, der einen ganzen Stamm als Gefolgschaftsverband um sich scharte. Diese Stammeskonfiguration bildete in den nächsten Jahrhunderten die Regel. Es waren mobile Großverbände, die einer erfolgreichen Führungspersönlichkeit (*kuning, reiks*) folgten.[8] Die Schlagkraft dieser Verbände wuchs stetig. Denn die in der römischen

akademische Lehrwerke aus deutscher Feder beharren auf traditionellen Epochengrenzen. *Jochen Martin*: Spätantike und Völkerwanderung (Oldenbourg Grundriss der Geschichte Bd. 4). 4. Aufl. München 2001 bietet reichliche Literaturangaben und Detailhinweise auf die Forschung. Einen konzeptionellen Rückschritt bedeutet die Darstellung von *Ingemar König*: Die Spätantike. Darmstadt 2007, die sich auf „politische und kirchliche Entwicklungen" beschränkt (S. X). Ein solcher Zugriff wird der Komplexität der Zeit nicht gerecht, die Ereignisgeschichte hängt in der Luft. Nicht verwunderlich ist, dass die neuere angloamerikanische Literatur nicht erwähnt, sondern stattdessen auf die vielfach veralteten „Klassiker" verwiesen wird (O. Seeck!). Die einzelnen Kaiser und ihre Epoche erschließen handliche Biographien: *Bruno Bleckmann*: Konstantin der Große. Hamburg 1996; *Hartwin Brandt*: Konstantin der Große. München 2006; *Alexander Demandt/Joseph Engemann*: Konstantin der Große. Darmstadt 2007; *Klaus Bringmann*: Kaiser Julian. Darmstadt 2004; *Hartmut Leppin*: Theodosius der Große und seine Zeit. München Darmstadt 2003.

5 Vgl. *Bryan Ward-Perkins*: The Fall of Rome and the End of civilization. Oxford 2005, bes. S. 3–5; 172 ff.

6 Dies gilt besonders für das Städtewesen: *Jens-Uwe Krause/Christian Witschel* (Hrsg.): Die Stadt in der Spätantike – Niedergang oder Wandel? (Hermes Einzelschriften 190). Stuttgart 2006. Ferner *Christian Witschel*: Neue Beiträge zur Stadtkultur in der Spätantike. In: Sehepunkte 5, 2005, S. 11. Der namhafteste Vertreter der Krisenthese ist: *Wolfgang. G. Liebeschütz*: The Decline and Fall of the Roman City. Oxford 2001. Unklar ist *Hartwin Brandt*: Das Ende der Antike. Geschichte des spätrömischen Reiches. 2. Aufl. München 2004, der S. 104 f. einerseits von „Verfallstendenzen" und „Dekadenzproblemen" spricht, andererseits neuere Erkenntnisse der „Reformer" mit einarbeitet.

7 Vgl. dazu neben dem in Anm. 3 zitierten Sammelband die verschiedenen Kapitel in *Averil Cameron/Bryan Ward-Perkins/Michael Whitby* (Hrsg.): The Cambridge Ancient History Vol. XIV: Late Antiquity: Empire and Successors, A.D. 425–600. Cambridge 2000, Part IV: zu Italien (525–551), Afrika (552–569), Kleinasien und Zypern (570–387); Syrien, Palästina und Mesopotamien (588–611) u. a. Bd. XIII der Cambridge Ancient History ist dagegen konventioneller, handelt aber alle wesentlichen Bereiche von der militärisch-außenpolitischen Geschichte über die wirtschaftliche Entwicklung bis hin zur Religion und Kunst ab.

8 Vgl. *Herwig Wolfram*: Die Germanen. 3. Aufl. München 1997, S. 65. Zur Ethnogenese der Goten vgl. *Herwig Wolfram*: Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. 3. Aufl. München 1990.





Armee dienenden germanischen Adligen brachten taktisches und waffentechnisches know-how in ihre Heimat – eines der folgenreichsten Beispiele antiken Technologietransfers, der sich gegen seine Urheber wenden sollte.[9]

Die Römer bemerkten diese Veränderungen lange nicht, und es fehlten zunächst adäquate Verteidigungsstrategien, als seit der Mitte des 2. Jahrhundert die Stammeskonföderationen der Markomannen und Quaden die Donaugrenze überquerten. Im 3. Jahrhundert n. Chr. zogen Alamannen, Goten und Franken plündernd in Spanien bis nach Tarraco, in Griechenland bis nach Athen und Sparta und verwüsteten Gallien, Kleinasien und die Balkanhalbinsel. Fast gleichzeitig etablierte sich im Osten im Jahre 226 n. Chr. das neupersische Reich der Sassaniden. Es sollte zwar zu einem vergleichsweise berechenbareren Gegner werden, der aber militärische Ressourcen band, die an anderen Stellen gebraucht wurden.[10]

Die erste Reaktion des Imperiums bestand in einer Heeresreform: Anstelle der Grenzlegionen bildete man ein mobiles Hauptheer in der Nähe des Kaisers (*comitatenses*) unabhängig von den Grenztruppen (*limetanei*). Gleichzeitig wurde die Zahl der Truppen erhöht. Damit wuchs der Bedarf an Geld und materiellen Mitteln wie selten zuvor. Da wichtige Ressourcen (u. a. Silberminen) verloren gingen, geriet das Reich in eine bedrohliche Krise.[11] Dass das Imperium diese Krise dennoch meisterte, wird heute als Beweis für die Anpassungsfähigkeit des römischen Systems gesehen; die Belastungen gelten als Begleiterscheinungen eines Wandels von einem befriedeten zu einem militärisch unter Druck geratenen Reich.

Die wichtigste Begleiterscheinung war eine Münzverschlechterung, mit der die kaiserliche Verwaltung die Unterhaltskosten der Armee aufzufangen und die Loyalität der Soldaten zu sichern suchte.[12] Zusätzlich stellte man Sold und Steuern teilweise auf Naturalien um. Beide Phänomene wurden lange als Indizien eines wirtschaftlichen Niedergangs begriffen,[13] tatsächlich beschleunigten die Maßnahmen der Soldatenkaiser jedoch lediglich eine bereits im Gange befindliche Entwicklung. Die Münzverschlechterung setzte schon im 1. Jahrhundert n. Chr. ein, als das Reich wirtschaftlich erblühte wie nie zuvor. Und auch im 3. Jahrhundert erlebten z. B. die Levante, Nordafrika oder Kleinasien, die von den Germaneneinfällen nicht betroffen waren, einen wirtschaftlichen und demographischen Aufschwung.[14] Ohnehin be-

9 Vgl. *Demandt*: Spätantike (Anm. 1), S. 488.

10 Vgl. *Michael Sommer*: Die Krise des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert. Ein Imperium steht zur Disposition. In: Damals 37, 2005, S. 17. Die Quellen zu den persisch-römischen Konflikten sind zugänglich in englischer Übersetzung mit Kommentar in: *Michael H.S. Dodgeon/Samuel N.C. Lieu*: The Roman Eastern Frontier and the Persian Wars. AD 226–363. London 1991. Die neue Sicht des 3. Jahrhunderts kann man am bequemsten in der Darstellung von *Michael Sommer*: Die Soldatenkaiser (Geschichte Kompakt). Darmstadt 2004 sowie in seiner konzisen Zusammenfassung in Damals 37, 2005, S. 12–21 studieren. Ergänzend ist die englische Sicht bei *David S. Potter*: The Roman Empire at Bay AD 180–395. London 2004 zu konsultieren, der die militärischen und außenpolitischen Ereignisse mit der „Mentalität" der Reichsbewohner verbindet und dabei übliche Epochengrenzen souverän überspringt. Vgl. zur Mentalität in der Zeit der Reichskrise nach wie vor *Karl Strobel*: Das Imperium Romanum im 3. Jahrhundert n. Chr. Modell einer historischen Krise? Stuttgart 1993, der ein echtes Krisenbewusstsein vor 270 n.Chr. nicht belegen kann.

11 Vgl. *Sommer*: Krise (Anm. 10), S. 18 f. Inwieweit der Nordwesten des Reiches zusätzlich durch eine ökologische Krise heimgesucht wurde, lässt sich schlüssig nicht mehr erweisen; vgl. dazu *Jochen Haas*: Die Umweltkrise des 3. Jahrhunderts. Stuttgart 2006.

12 Vgl. *Francesco DeMartino*: Wirtschaftsgeschichte des alten Rom. 2. Aufl. München 1991, S. 394. Vgl. *Cameron*: Spätes Rom (Anm. 1), S. 16 f.

13 Vgl. *Thomas Pekary*: Die Wirtschaft der griechisch-römischen Antike (= Wissenschaftliche Paperbacks 9, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von *H. Pohl*). Wiesbaden 1979, S. 117–122.

14 Vgl. *Sommer*: Soldatenkaiser (Anm. 10), S. 89; *Cameron*: Spätes Rom (Anm. 1), S. 20. *Tamara Lewitt*: Agricultural Production in the Roman Economy. A.D. 200–400. Oxford 1991.

trieb Rom niemals eine flächendeckende Geldwirtschaft zur Begleichung seiner Kosten, sondern förderte schon immer Abgaben in Naturalien, die nun direkt an die militärischen Stellen weitergegeben wurden. Neu war demnach nicht die Praxis an sich, sondern ihre konsequente Ausweitung auf das gesamte Reich.[15]

Die steigenden militärischen Belastungen führten zweitens zu einer umfassenden Militarisierung des Staates: In die hohen Militär- und Herrschaftsposten rückten Berufsoffiziere, ohne eine zivile Laufbahn absolviert zu haben. Die Kaiser rekrutierten sich jetzt aus den Provinzen, die über Jahrzehnte die tüchtigsten Soldaten gestellt hatten. Deshalb wurden sie immer seltener vom Senat, sondern vom Heer „gemacht". Dennoch kämpften die Soldatenkaiser loyal und letztlich auch erfolgreich für die Verteidigung des Reiches und seiner Grenzen.

Eine dritte Konsequenz der militärischen Bedrohungen betraf die Rolle der senatorischen Reichselite. Seit Augustus hatten sich viele Senatoren in Folge ihrer politischen Entmachtung auf ihre Güter zurückgezogen, ohne sich um die Belange der Reichszentrale zu kümmern. Dieser Emanzipationsprozess der senatorischen Landbesitzer setzte sich im Westen im Verlauf des 3. Jahrhunderts n. Chr. fort. Die Senatoren versuchten sich so dem finanziellen Zugriff der kaiserlichen Beamten zu entziehen. Sie waren damit aber auch gezwungen, ihre Güter eigenständig gegen die germanischen Angreifer ohne Hilfe der Reichszentrale zu verteidigen. Damit setzte ein Trend zur Regionalisierung von Herrschaft und Wirtschaft ein, die für die Spätantike im Westen typisch ist und bereits auf das Frühmittelalter verweist.[16]

## 3. Der Charakter des (stabilisierten) spätantiken Staates unter Diokletian und Konstantin – Das Problem des „Zwangsstaates"

Als Diokletian am Ende des 3. Jahrhunderts die Emanzipationsbestrebungen der Senatoren zu unterbinden, die Geldentwertung zu stoppen und die Steuerkraft des Reiches zu verbessern suchte, tat er nur das, was aufgrund der damaligen Situationsanalyse vernünftig erschien.[17] Mit der Herausbildung autoritärer Strukturen oder dem Wandel zu einem spätantiken „Zwangsstaat" hat es wenig zu tun.[18] Dieser Eindruck beruht besonders auf den zahlreichen Gesetzen, die seit der Jahrhundertwende die kaiserlichen Kanzleien verließen und in der Folgezeit zu großen Sammlungen (Codices) zusammengefasst wurden; ein erheblicher Teil betraf die Räte der Städte (Dekurionen) und ihre (finanziellen) Verpflichtungen gegenüber Stadt und Staat. Heute neigt man jedoch dazu, diese Gesetze und ihre ständige Wiederholung nicht mehr als Zeichen autokratischer Regulierungswut, sondern als Indiz dafür zu deuten, dass die kaiserlichen Maßnahmen nur unzureichend griffen und deshalb immer wieder eingeschärft werden mussten.[19]

*15* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 17.
*16* Vgl. *Werner Dahlheim*: An der Wiege Europas. Städtische Freiheit im antiken Rom (= Europäische Geschichte, hrsg. von *Wolfgang Benz*). Frankfurt am Main 2000, S. 158 ff.
*17* Zu Diokletian vgl. *Wolfgang Kuhoff*: Diokletian und die Epoche der Tetrarchie. Das römische Reich zwischen Krisenbewältigung und Neuaufbau (284–313 n. Chr.). Frankfurt am Main 2001 sowie *Alexander Demandt/Andreas Goltz/Heinrich Schlange-Schöningen* (Hrsg.): Diokletian und die Tetrarchie. Aspekte einer Zeitenwende (Millenium Studies). Göttingen/New York 2004.
*18* Vgl. die Kontroverse zwischen *Alfred Heuß*: Das spätantike römische Reich kein „Zwangsstaat"? In: *Ders.*: Gesammelte Schriften in 3 Bänden. II: Römische Geschichte. Stuttgart 1995, S. 1439–1454 – dessen Ausführungen pro nicht überzeugen – und *Rolf Rilinger*: Die Interpretation des späten Imperium Romanum als „Zwangsstaat". In: GWU 5, 1985, S. 321–340 (contra).
*19* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 40–54; 129 f.; *Botermann*: Gallier (Anm. 3), S. 385 f.; *Mischa Meier*: Das späte römische Kaiserreich ein ‚Zwangsstaat'? In: Electrum 9, 2003, S. 193–213.





Ähnliches gilt für die angebliche „Bürokratisierung" des Reiches. Um die Kommando- und Kommunikationswege zu verkürzen, verkleinerte Diokletian die Fläche der Provinzen und erhöhte damit deren Zahl von 50 auf 98. Ferner begann er zivile und militärische Kompetenzen zu trennen, was allein schon auf eine Verdoppelung des provinzialen Herrschaftspersonals hinauslief.[20] Schließlich erforderte die Pluralisierung der kaiserlichen Spitze im Rahmen der Tetrarchie eine entsprechende Vermehrung der Ämter und Büros.[21] All dies macht zunächst den Eindruck eines schwerfälligen, Eigeninitiative und Freiheit unterdrückenden Systems, doch in der Praxis besaß dieses „System" so viele Lücken und Schlupflöcher, dass es dadurch schon wieder erstaunlich flexibel erscheint:[22] Die kaiserlichen Zentralen gliederten sich in die drei Ebenen (1) Kaiser und sein Hof, (2) die Inhaber der vier zentralen Ämter (*magister officiorum, comes rerum privatarum, comes sacrarum largitionum, quaestor sacri palatii*) und (3) die Büros (*scrinia, scholae*). Zwischen diesen Ebenen überlappten sich häufig die Kompetenzbereiche, in die der Kaiser über seine engsten Vertrauten hineinwirkte. Ferner erfolgte die Besetzung der Ämter selbst nicht (oder sehr selten) nach dem Kriterium spezieller fachlicher Qualifikation (außer des Studiums von Recht und Rhetorik), sondern über persönliche Empfehlungen und nach Herkunft.[23]

Der Vorwurf, mit der sog. Bürokratisierung sei eine wachsende Vetternwirtschaft und Bestechlichkeit einhergegangen, ist aber wohlfeil und entbehrt nicht der Gefahr des Anachronismus.[24] Denn derartige Praktiken gehörten zu den selbstverständlichen Grundlagen aller bekannten Reichsorganisationen der Antike. Richtig ist, dass die Reichsverwaltung vielfach erst auf Missstände ad hoc reagierte und aufgrund der riesigen Entfernungen Entscheidungen fast nie flächendeckend umsetzen konnte. Der Kaiser selbst zeichnete eine Fülle ausformulierter Gesetze und Dekrete routinemäßig ab, ohne sich um deren Ausführung zu kümmern. Ein zentralistischer „Zwangstaat" war das Reich jedenfalls in dieser Hinsicht nicht.

Angesichts der – aus moderner Sicht – strukturellen Defizite ist es eher ein Wunder, dass das Reich dennoch ein relativ hohes Maß an zentraler Organisation bewahren konnte und seit Beginn des 4. Jahrhundert wieder wirtschaftliche (und außenpolitische) Stabilität gewann. Die Siedlungsarchäologie hat in den östlichen Provinzen und in Nordafrika ein beispielloses Aufblühen städtischen Lebens konstatiert.[25] Eindrucksvolle Belege sind der Aufstieg des syrischen Antiochia zur Millionenmetropole sowie grandiose öffentliche und private Bauprojekte.[26]

Im Westen erlebten dagegen bestimmte Regionen Galliens und Norditaliens bereits im 3. Jahrhundert einen Niedergang der Städte und ihrer Kultur infolge der Einfälle der Germa-

*20* Vgl. *Jochen Bleicken*: Verfassungs- und Sozialgeschichte des Römischen Kaiserreiches, Bd. 1, 2. Aufl. Stuttgart u. a. 1981, S. 151 f.; *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 180.
*21* Vgl. *Cameron*: Spätes Rom (Anm. 1), S. 128. Die Zahl der Beamten soll so auf bis zu 35.000 gewachsen sein, im Gegensatz zu angeblich nur wenigen Hundert am Ende des 2. Jahrhunderts.
*22* Vgl. *Cameron*: Spätes Rom (Anm. 1), S. 42; 133.
*23* Vgl. *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 397 f.; *Martin*: Spätantike (Anm. 4), S. 85 ff.
*24 Wolfgang Schuller*: Das Erste Europa 1000 v. Chr. – 500 n. Chr., (= Handbuch der Geschichte Europas 1). Stuttgart 2004, S. 210 f., ferner *ders.*: Zwischen Klientel und Korruption, in: Festschrift *Robert Werner*. Konstanz 1989, S. 259–268 glaubt einen Widerspruch zu erkennen zwischen Mechanismen, die wir heute unter Korruption fassen, einerseits und der Tatsache, dass diese von den Zeitgenossen gar nicht als Missbrauch empfunden wurden, andererseits. Tatsächlich bestand ein solcher Widerspruch nicht, er ergibt sich erst aus der Übertragung moderner Kategorien.
*25* Zu Afrika: *Claude Lepelly,* Les cités de l'Afrique romaine au Bas-Empire, Paris 1979–81, Bd. 1, S. 411 ff. sowie *ders*: Le cité africaine tardive. In: *Krause/Witschel:* Stadt in der Spätantike (Anm. 6), S. 13–31. Vgl. *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 411–415; *Cameron*: Späte Rom (Anm. 1), S. 146.
*26* Vgl. *Leppin*: Theodosius (Anm. 4), S. 15; *Cameron*: Spätes Rom (Anm. 1), S. 203.

nen. Der Süden Galliens war hiervon aber weniger betroffen. Viele Städte wurden ummauert, wobei aber nicht ganz klar ist, ob der befestigte Bereich das gesamte Siedlungsgebiet umfasste oder nur als Fluchtburg für die in den Vorstädten und im Umland siedelnden Bewohner diente[27] (was auf eine relative Konstanz der Bevölkerungszahlen hindeuten würde). In jedem Falle ist aber die Ummauerung nicht nur Zeichen von Not, sondern auch Ausdruck von Prestige und Leistungsfähigkeit. Zudem darf die partielle Auflösung städtischer Strukturen nicht darüber hinwegtäuschen, dass ungeachtet der relativen Verschlechterung der Lebensbedingungen die Städte bis ins 6. Jahrhundert ihre Funktion als grundlegende soziale und administrative Einheit behielten.[28] Unter Berücksichtigung regionaler Besonderheiten wird man demnach zu dem Schluss kommen, dass von einem *flächendeckenden* Niedergang oder einer *durchgängigen* Krise des städtischen Lebens und der Wirtschaft in der Spätantike keine Rede sein kann.[29]

Natürlich hatte der gesteigerte Geldbedarf der Reichszentrale für bestimmte Bevölkerungsschichten negative Auswirkungen. Des gilt vor allem für die lokalen Eliten der Landstädte (den Dekurionenstand) und die kleinen Bauern.[30] Die klassische Verfassung der mediterranen Stadt basierte auf der Gleichheit der Bürger vor Gesetz und Gericht. Mit der Konzentration der Rechtsprechung und Gesetzgebung auf die Person des Kaisers seit dem späten 1. Jahrhundert n. Chr. verlor jedoch diese kommunale Gleichheit an Geltungskraft: An die Stelle rechtlich fixierbarer und durch Leistung veränderbarer Rangunterschiede trat eine ständische Einteilung in eine schmale Schicht der Angesehenen („honestiores") und die Masse der „Erniedrigten" („humiliores").[31] Die Großgrundbesitzer wurden zwangsweise in den Rat der Städte inkorporiert sowie gesetzlich verpflichtet und persönlich haftbar gemacht, kommunale Kosten zu übernehmen. Da der Sitz im Rat erblich wurde, waren die Grenzen zwischen beiden Ständen undurchlässiger geworden.[32]

Die Honestiores hielten sich bei den kleinen Bauern schadlos, und da beide (seit Diokletian) einer neuen Kopf- und Bodensteuer (capitatio-iugatio) unterworfen waren, muss es in bestimmten Regionen zu einer hohen individuellen Belastung gekommen sein. Allerdings betrug die Steuerlast nach jüngsten Schätzungen nur rd. 10 Prozent des landwirtschaftlichen Überschusses und überstieg damit nur unwesentlich die Forderungen der frühen Kaiserzeit.[33] Häufig zeichnen zudem die christlichen Quellen ein pauschales Niedergangsszenario, um die Maßnahmen des heidnischen Diokletian in ein schlechtes Licht zu rücken und der (angeblich) düsteren Lage die Folie eines umso glanzvolleren Aufstieges des Christentums entgegenzuhalten.[34]

*27* Vgl. *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 413. Vgl. *Leppin*: Theodosius (Anm. 4), S. 15.
*28* Vgl. *Simon T. Loseby*: Decline and Change in the Cities of Later Antique Gaule. In: *Krause/Witschel:* Stadt (Anm. 6), S. 67–104.
*29* Vgl. *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 414. Vgl. *Christian Witschel*: Neue Beiträge zur Stadtkultur in der Spätantike. In: Sehepunkte 5, 2005, Nr. 11. Der Verfall des öffentlichen Badewesens in Spanien wird heute mit der veränderten Moralvorstellung der Christen (gegenüber Nacktheit) erklärt. Der Wiederaufbau der Fischsuppenfabriken glich die verminderte Ölproduktion aus. Vgl. *Michael Kulikowski*: Late Roman Spain and its Cities. Baltimore 2004, S. 186 ff. Galt noch vor Jahren der Rückgang der Inschriften in weiten Teilen der Westprovinzen als untrügliches Zeichen des Niedergangs städtischer Autonomie und materiellen Wohlstandes, sehen manche hierin lediglich veränderte Selbstdarstellungsformen städtischer Eliten.
*30* Vgl. *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 399.
*31* Vgl. *Pitz*: Griechisch-römische Oikumene (Anm. 4), S. 54–62; Martin: Spätantike (Anm. 4), S. 60–78.
32 Vgl. *Pitz*: Griechisch-römische Oikumene (Anm. 4), S. 58 ff.
33 Vgl. *Brown*: Entstehung (Anm. 1), S. 32; *Krause*: Spätantike (Anm. 1), S. 400.
*34* Vgl. *Brandt*: Ende der Antike (Anm. 6), S. 13 f.





Demgegenüber kann man aber auch den Blick auf die Erfolge des neuen Steuersystems werfen: Dessen Ziel bestand darin, alle Reichsbewohner ungeachtet ihrer Herkunft lückenlos zu erfassen sowie durch regelmäßig (ab 314 alle 15 Jahre) stattfindende Überprüfungen (Indiktion) auf Veränderungen der Besitzverhältnisse schnell zu reagieren. Neben der Effizienzsteigerung lag dem System somit das Prinzip größerer *Gerechtigkeit* bei der Verteilung der finanziellen Belastungen zu Grunde[35]; alle freien Reichsbewohner wurden als einander gleichgestellte Untertanen der Steuerpflicht unterworfen. Zum ersten Mal besaß das Reich ein geordnetes Budget. Der Indiktionskalender blieb am (östlichen) Kaiserhof bis zu seinem Untergang 1453 und in der Papstkanzlei bis 1087 in Gebrauch. Nachdem Karl der Große ihn im Jahr 802 für das Westreich übernommen hatte, war er die Grundlage für das spätere Reichskammergericht bis zum Jahre 1806![36]

Sind so die Anzeichen für einen *generellen* Niedergang dürftig und die Elemente des Wandels diffus, so gibt es neben dem Militär, dem Finanzwesen und der Verwaltung einen weiteren Bereich, der unzweifelhaft zukunftsweisende Veränderungen aufwies, nämlich die Religion. Bereits im 3. Jahrhundert erklärten die Kaiser einzelne Gottheiten zu ihren persönlichen Schutzpatronen. Den Beginn machte Aurelian, als er in den 270er Jahren dem *sol Deus invictus* (*der unbesiegte Sonnengott*) einen offiziellen Staatskult gewährte, um die Militärmonarchie religiös abzusichern. Später erklärten die Christen das Hauptfest des *sol invictus* am Tag der Wintersonnenwende, dem 25. Dezember, zum Tag das Weihnachtsfestes![37]

Was Aurelian begann, setzte sich in den folgenden Jahrzehnten fort: Bereits vor der Entscheidung Konstantins, den Christengott als seinen persönlichen Schlachtenhelfer zu verehren, gab es eine fest verankerte Tradition, ausgewählte Götter des römischen Pantheon zu bevorzugten Patronen der Kaiser zu erklären. Dahinter stand nichts anderes als das Bemühen, den universellen Machtanspruch des Kaisers religiös zu überhöhen, um die einseitige Abhängigkeit von der Loyalität der Truppen und militärischen Erfolgen ausgleichen. Aurelian soll bei einem drohenden Aufstand der Truppen den Soldaten zugerufen haben, sie irrten, wenn sie glaubten, das Schicksal der Götter liege in ihren Händen; es sei vielmehr der Gott selbst, der den kaiserlichen Purpurmantel verliehen habe und allein über die Dauer der Herrschaft bestimme. Es wundert denn auch nicht, dass sich die Nachfolger Aurelians im Rahmen der Tetrarchie ähnliche Schutzgötter zulegten[38] und sich auch Konstantin auf einen einzigen Gott berief, von dem er militärischen Erfolg und eine dauerhafte Herrschaft nach dem Abbild der himmlischen Herrschaft erwartete.

Mit der religiösen Absicherung kaiserlicher Macht ging eine Veränderung der Herrschaftsrepräsentation einher: Diokletian bereicherte das Kaisergewand um Gold- und Perlenstickerei und setzte durch, dass die zur Audienz Zugelassenen wie vor Göttern niederknieten und den Zipfel des Purpurgewandes an die Lippen drückten. Konstantin fügte das Diadem hinzu, ein purpurnes, der hellenistischen Königsbinde nachempfundenes Stirnband mit einem Edelstein an der Stirnseite. Dieses Band wurde später durch den metallenen Kronenreif ersetzt und bildete den Ursprung der mittelalterlichen Kaiser- und Königskrone.[39]

*35* Vgl. *Brandt*: Ende der Antike (Anm. 6), S. 13; *Krause:* Spätantike (Anm. 1), S. 399; *Botermann:* Gallier (Anm. 3), S. 385. *Rilinger*: Interpretation (Anm. 18), S. 329.
*36* Vgl. *Pitz*: Griechisch-römische Oikumene (Anm. 4), S. 90–93.
*37* Vgl. *Pitz*: Griechisch-römische Oikumene (Anm. 4), S. 76 f.
*38* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 60 f. *Krause:* Spätantike (Anm. 1), S. 379
*39* Vgl. *Pitz*: Griechisch-römische Ökumene (Anm. 4), S. 84 f. *Andreas Alföldi*: Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreich. 3. Aufl. Darmstadt 1970, S. 266 f.

## 4. Der Aufstieg des Christentums

Die religiöse Ummantelung der kaiserlichen Macht bildet eine wichtige Voraussetzung, um die zweite große Entwicklung der Spätantike in den Kontext der allgemeinen politischen Entwicklung einzuordnen: den Aufstieg des Christentums.[40]

Parallel mit den außenpolitischen Veränderungen seit der Mitte des 2. Jahrhunderts entwickelten viele Reichsbewohner ein Bedürfnis nach neuen religiösen Angeboten der Welterklärung, das unter günstigen Rahmenbedingungen vielfach befriedigt wurde: Die politische Einheit des Mittelmeerraums und das hervorragend ausgebaute Straßennetz verschafften eine nie zuvor gekannte Verkehrs- und Rechtssicherheit. Auf der anderen Seite bildeten die Operationen der Armeen in unterschiedlichen Reichsgebieten ein günstiges Vehikel der Durchmischung und Akkulturation.[41]

Die christlichen Glaubensverkünder waren dabei zunächst nur Teil einer hochmobilen Welt von Wanderpredigern, Zauberern und Philosophen, die sich über den gesamten Mittelmeerraum ausbreiteten. Wie alle umherziehenden Prediger profitierten auch die Christen von der Toleranz der römischen Behörden gegenüber fremden Religionen – eingefordert wurde nur die Loyalität gegenüber dem Kult der römischen Staatsgötter und dem Kaiserkult.[42] Auch die Christen benutzten zur Mission nicht die regionale Sprache ihres Religionsstifters (Aramäisch), sondern das nachklassische Griechisch, also eine Weltsprache. Ein weiterer Vorteil bestand darin, dass sich die Christen in die bereits vorhandenen Strukturen der jüdischen Diaspora integrierten, die über zahlreiche „Stützpunkte" im Reich verfügte.[43]

Darüber hinaus erwies es sich als großer Vorteil, dass die christliche Glaubenstradition in verschiedenen Schriften (Evangelien, Briefe, Apokalypsen, Apologien, Predigten) fixiert wurde und allmählich eine eigene Überlieferung begründete. Bei alldem profitierte das Christentum von der Akzeptanz, die weite Bevölkerungskreise den orientalischen Mysterienreligionen entgegenbrachten. Bestimmte Vorstellungen wie die Epiphanie („Erscheinung" oder „Menschwerdung") des erlösenden Gottes, die Aussicht auf ein Weiterleben nach dem Tode oder die Gegenwart Gottes bei einem Kultmahl waren geläufig.[44]

*40 Werner Dahlheim*: Die Antike. Griechenland und Rom von den Anfängen bis zur Expansion des Islam. Mehrere Aufl. Paderborn 2001 bietet in den Kapiteln C I, S. 567 ff. eine gut lesbare Einführung mit dem Blick für das Wesentliche. *Stefan Rebenich*: Die Christen in der Welt der Römer. In: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 33, 2005, S. 220–233 hat die Gründe für den Erfolg des Christentums zusammengetragen und entsprechende Quellen abgedruckt. *Christoph Markschieß*: Das antike Christentum. Frömmigkeit, Lebensformen, Institutionen. München 2006, zeigt, wie die frühen Christen ihr Leben in einer „heidnischen" Umwelt bewältigten.
*41* Ausbreitung des Christentums in der Armee: *Adolf von Harnack*: Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Darmstadt 1963, S. 46 f.
*42* Vgl. *Manfred Clauss*: Kaiser und Gott. Herrscherkult im Römischen Reich. Stuttgart 1999, S. 431 ff.
*43* Vgl. Suet. Claud 25,4; Apg 17,1f. Vgl. *Peter Lampe:* Die stadtrömischen Christen in den ersten beiden Jahrhunderten, Tübingen 1989, S. 4 ff.; *Helga Botermann:* Das Judenedikt des Kaisers Claudius: römischer Staat und Christiani im 1. Jahrhundert. Stuttgart 1996 (Hermes Einzelschriften 71); *Adolf von Harnack*: Mission und Ausbreitung des Christentums. Leipzig 1915, 5. Kap. S. 44–73. Eine frühe Trennung von den Juden bestreitet: *Rodney Stark*: Der Aufstieg des Christentums. Weinheim 1997, S. 57–82.
*44* Vgl. *Gustav Mensching:* Erscheinungsformen der Gottheit. In: Die Religion in Geschichte und Gegenwart Bd. 3, 3. Aufl. 1958, Sp. 606–608. *Robert Muth*: Einführung in die griechische und römische Religion. 2. Aufl. Darmstadt 1998, S. 193.





Hochbedeutsam war ferner die Entwicklung fester Gemeindeorganisationen, nachdem die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr Jesu (parousía) aufgegeben werden musste. In den ersten drei Jahrhunderten entstand eine Vielzahl von Gemeindeordnungen, in denen Leitungsfunktionen (Bischöfe, Presbyter, Diakone) differenziert und zwischen Klerikern und Laien unterschieden wurden.[45] Gleichzeitig wurde in einem komplexen Prozess der innerkirchlichen Diskussion und in steter Auseinandersetzung mit der antiken Philosophie um zentrale theologische Aussagen der christlichen Botschaft gerungen. Das intensive Zusammengehörigkeitsgefühl im Gottesdienst der Gemeinde und das karitative Engagement zogen besonders gesellschaftliche Außenseiter an. Die christliche Nächstenliebe zeigte auch deshalb so große Wirkung, weil sie offenbar die Folgen sozialer Verwerfungen mildern konnte, die sich seit der Unterscheidung in Honestiores und Humiliores verschärften.[46]

Schließlich beeindruckte das Zeugnis (griech. martýrion) charismatischer Märtyrer, Asketen und Missionare ungemein:[47] Der neue Sozialtyp des „Heiligen Mannes" gewann im Laufe des 4. Jahrhunderts eine nicht gekannte Autorität als „Gottesfreund" (Peter Brown), weil er eine neue Form der Verbindung mit dem „Göttlichen" gefunden hatte, die seinen „heidnischen" Konkurrenten fehlte.[48] Zu der in Martyrien und Askese bewiesenen Überzeugungstreue Einzelner trat die Frömmigkeit der Gemeindeglieder. Sie zeigte sich nach außen im Gebet, der Bibellektüre, der Heiligenverehrung, in Fasten, in sexueller Enthaltsamkeit und in der „praktischen Liebestätigkeit" durch Almosengabe und Fürsorge für die Armen.[49]

Natürlich hatte das Christentum auch mit Widerständen zu kämpfen. Einerseits bestaunte man die Solidarität der Christen und ihren Verzicht auf soziale und geschlechtsspezifische Schranken. Auf der anderen Seite war es ihr ungewohnter Umgang miteinander sowie die Absonderung von den üblichen Tätigkeiten der Menschen wie Spielen, Festen und der Politik, die Argwohn erregten. Der Kampfruf Tertullians aus der Zeit um 200: „Keine Angelegenheit ist uns fremder als eine öffentliche"[50] widersprach so sehr dem Selbstverständnis der römisch-griechischen face-to-face-society, dass Konflikte fast programmiert waren, zumal die Christen nicht bereit waren, ihren Lebensstil zu ändern.[51]

Die Verfolgungen, denen die Christen bis zum Ende des 3. Jahrhunderts ausgesetzt waren, hatten denn auch vornehmlich einen gesellschaftlichen Grund. Weder die Kirche noch der Staat suchten den Konflikt; es war vielmehr die Abkehr der Christen von dieser Welt, die das Maß überschritt, das man einer ganz anders denkenden und handelnden Gesellschaft zumuten konnte.[52] Zusätzlich schufen die Intoleranz des Monotheismus und die in Privathäusern stattfindenden Gottesdienste eine Atmosphäre latenter Spannung. Diese Spannung mündete in bizarre Vorwürfe, wie die von Menschenopfern, sexuellen Ausschweifungen und Magie.[53]

*45* Vgl. *Everett Ferguson* (Hrsg.): Church, ministry and organisation in the early church era. London/New York 1993.
*46* Vgl. *Brown*: Heiden (Anm. 2), S. 106 f.; *Pitz*: Griechisch-römische Oikumene (Anm. 4), S. 67 ff.
*47* Dies gilt auch, obwohl das Martyrium mitunter auf Außenstehende abstoßend wirkte: Vgl. *Christel Butterweck*: Martyriumssehnsucht in der Alten Kirche? Tübingen 1995, S. 90 ff.
*48* Vgl. *Brown*: Heiden (Anm. 2), S. 98 ff.; 101 ff. 106 ff.
*49* Vgl. *Henry Chadwick*: Die Kirche in der antiken Welt. Berlin/New York 1972, S. 58 f.
*50* Tertullian Apol. 38,3; vgl. *Henrike M. Zilling*: Tertullian. Untertan Gottes und des Kaisers. Paderborn 2004, S. 173–176.
*51* Vgl. hierzu *Werner Dahlheim*: Geschichte der Römischen Kaiserzeit (= Oldenbourg Grundriss der Geschichte Bd. 3). 3. überarbeitete und erweiterte Aufl. München 2003, S. 128 ff. *Robert M. Grant:* Christen als Bürger im Römischen Reich. Göttingen 1991, 141 ff.
*52* Vgl. *Dahlheim:* Geschichte (Anm. 51), S. 128–134 sowie *Peter Herz:* Die römische Kaiserzeit (30 v. Chr. – 284 n. Chr.). In: *Gehrke/Schneider* (Hrsg.): Geschichte der Antike (Anm. 1), S. 374 f.
*53* Vgl. Tertullian Apol. 7-9; bes. 7,1. Plinius ep. 10,96.

Bei aller Unkenntnis auf Seiten der Heiden waren es aber am wenigsten die Christen, die sich bemühten, die Atmosphäre zu entschärfen. Viele Statthalter öffneten gangbare Hintertürchen – ein schnell hingeworfenes Weihrauchkorn für das kaiserliche Opfer oder das leise Zuraunen des Gebetes für den Kaiser –, aber alle Hilfestellungen scheiterten allzu häufig an der Todesbereitschaft der Märtyrer.[54]

Was zu Beginn des 2. Jahrhunderts noch ein gesellschaftliches Problem war, wurde im folgenden Jahrhundert zu einer politischen Herausforderung, weil die in die Defensive geratenen Kaiser die unbedingte Loyalität aller Reichsbewohner sowie eine Rückkehr zu den Sitten der Vorväter forderten. Dies widersprach jedoch dem christlichen Glauben diametral. Dennoch darf man die sich aus solchen Konstellationen ergebenden Verfolgungen nicht überdramatisieren. Leicht unterliegt man der Optik der christlichen Quellen, die dies tun, um das Ausmaß des Leidens und die Größe des am Ende doch erzielten Sieges über den heidnischen Staat ins Unermessliche zu steigern. Tatsächlich waren wirkliche Verfolgungen im Vergleich zur langen Zeit staatlicher Toleranz nicht nur erstaunlich kurz, sondern auch wenig erfolgreich.[55] Denn der Staat verfügte weder über das Personal noch die Mittel, um Christen aufzuspüren, wenn ihm nicht Denunzianten zu Hilfe kamen, und auch die waren nicht so zahlreich, wie uns die christlichen Quellen glauben machen wollen.

Ein Ausnahme – und deshalb für die Regel so lehrreich – ist die letzte Christenverfolgung Diokletians ab 303 n. Chr. Diokletian erließ wahrscheinlich vier Edikte, in denen u. a. die Zerstörung der christlichen Kultstätten und Schriften, die Internierung des Klerus, die Androhung von Folter für diejenigen, die sich in der Haft weigerten, das Opfer für den Kaiser zu vollziehen, und die allgemeine Opferpflicht für die Reichsbevölkerung festgesetzt wurden.[56] Das Motiv dieser – die Christen völlig überraschenden – Maßnahmen waren nicht persönlicher Hass oder Ressentiments, sondern die programmatische Absicht, der wirtschaftlichen und militärischen Stabilisierung des Reiches durch die Rückkehr zu den Sitten und Vorschriften der Alten ein moralisches und religiöses Fundament zu verschaffen.[57]

Auch wenn die Gesamtzahl der als Märtyrer getöteten Christen eher gering war und die Verfolgungsedikte vielfach nur nachlässig umgesetzt wurden[58], so ist diese letzte Phase langfristig deshalb bedeutsam, weil sich in ihr die Bischöfe als entscheidende Autoritäten der Gemeinden bewährten.[59] Sie gewannen damit für die Zeit der Kooperation mit dem Staat einen gewaltigen Autoritätsvorschuss. Die Mehrheit der Bischöfe ließ sich durch Strafandrohungen nicht beirren, lehnte jeden Kompromiss ab und nahm den Märtyrertod Tausender Glaubensgenossen in Kauf. Gleichermaßen standhaft blieben sie jedoch in ihrer Haltung gegenüber dem Römischen Staat: Auch die härtesten Verfolgungen ließen die christlichen Intellektuellen nicht daran zweifeln, dass Gott das Römische Reich zur rechten Zeit als „Gefäß des Glaubens" zur Verbreitung der Frohen Botschaft ausgewählt habe. Selbst unter Diokletian beteten die Gemeinden für Kaiser und Reich![60]

*54* Vgl. *Dahlheim:* Geschichte (Anm. 51), S. 129, 309–312. *Theofried Baumeister*: Die Anfänge der Theologie des Martyriums, Münster 1980. Eine deutschsprachige Übersetzung der Märtyrerakten findet sich in der Bibliothek der Kirchenväter Bd. 14, S. 297–366.
*55* Vgl. *Dahlheim*: Antike (Anm. 40), S. 585.
*56* Vgl. *Karl-Heinz Schwarte*: Diokletians Christengesetz. In: *Rigobert Günther/Stefan Rebenich* (Hrsg.): E fontibus haurire. Paderborn 1994, S. 203–240. *Klaus Stade*: Der Politiker Diokletian und die letzte große Christenverfolgung. Diss. Frankfurt 1927.
*57* Vgl. *Dahlheim:* Geschichte (Anm. 51), S. 128–134; *Brandt:* Ende der Antike (Anm. 6), S. 16 mit Überlegungen zu der Frage, warum Diokletian erst 303 den Entschluss zur Christenverfolgung fasste.
*58* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 60; *Krause*: Spätantike (Anm. 2), S. 381.
*59* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 91–94.
*60* Vgl. *Dahlheim:* Geschichte (Anm. 51), S. 124–125; 133.





Dieser die Zeitgenossen gleichermaßen verwirrende und beeindruckende Umstand erklärt sich nur zum Teil aus der christlichen Lehre selbst, die dem Feind weder Rache noch Verdammnis schwört, und auch nicht allein aus der paulinischen Forderung, die staatliche Autorität zu achten. Wichtiger scheint die soziale Einbindung der christlichen Amtsträger in die römische Welt. Die Bischöfe stammten aus aristokratischen Familien und waren mit der Literatur, Rhetorik und Philosophie der griechisch-römischen Oikumene bestens vertraut.[61] Kein Bischof konnte so bei allem Einsatz für den Glauben verleugnen, dass er Angehöriger einer hoch gebildeten Elite war, die sich als Herren der Welt fühlte und die Zivilisation des Reiches gegenüber den unzivilisierten „Barbaren" zu verteidigen suchte. Die militärische Bedrohung schuf bei allem religiösen Fanatismus eine starke Solidarität zwischen heidnischer und christlicher Elite unter dem Banner des Imperiums.

Diese Solidarität drückt sich in den Schriften christlicher Theologen (Ambrosius, Augustinus) aus sowie in den Bauprojekten und dem christlichen Mäzenatentum, das sich im 4. Jahrhundert nahtlos dem klassischen Geschmack und den künstlerischen Ambitionen der alten Eliten anschloss.[62] Das Bewusstsein einer verbindenden Kultur innerhalb des Reiches war überhaupt eines der entscheidenden Elemente, welches die Kooperation zwischen Christentum und Staat erleichterte und – anders als dem Judentum – den Christen die Symbiose mit der heidnischen Gesellschaft ermöglichte.

## 5. Der Untergang Roms im Westen

Tatsächlich trug die Kooperation zwischen Christentum und Staat seit Konstantin erheblich dazu bei, die Stabilität des Imperium zu stärken. Dies gilt besonders für den Osten, wo mit der Gründung von Konstantinopel ein neues Kraftzentrum entstand, das den Fortbestand des Reiches sicherte. Im Westen erwies sich dagegen das Reich als nicht überlebensfähig und musste germanischen Königreichen weichen. Die Gründe für diese unterschiedliche Entwicklung lassen sich nur mit dem vergleichenden Blick auf das Gesamtreich erklären.

Die wirtschaftliche Blüte und das Bevölkerungswachstums des östlichen Reichsgebietes basierten auf einem einheitlichen Wirtschaftsraum, in dem der Reichtum gleichmäßiger über die städtischen Zentren und (vergleichsweise kleinen) senatorischen Besitztümer verteilt war.[63] Dagegen standen im Westen große Latifundien superreicher Senatoren verarmten, landflüchtigen Bauern gegenüber. Die westlichen Latifundien akkumulierten nicht nur Reichtum und Land, sondern entzogen sich auch zunehmend dem kaiserlichen Zugriff. Der östliche Reichsteil konnte dagegen auf leichter zu kontrollierende Einheiten (kleine Güter, dörfliche Wirtschaften) zurückgreifen, die regelmäßig weitaus mehr Steuern lieferten.[64]

Konstantinopel bildete ferner ein uneinnehmbares, strategisch höchst günstig gelegenes Herrschaftszentrum, dem es gleichzeitig gelang, mit den Sassaniden einen relativ stabilen Ausgleich zu finden und die östlichen Provinzen im Windschatten der Völkerwanderung zu halten.[65] Selbst die schwere Niederlage des Reichsheeres bei Adrianopel 378 hatte wenig gra-

*61* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 179. *Botermann:* Gallier (Anm. 3), S. 393.
*62* Vgl. *Brown:* Macht und Rhetorik (Anm. 1), S. 153 ff.
*63* Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 136, 140, 211; *Ward-Perekins:* Fall (Anm. 5), S. 28 f., 41
*64* Das Westreich verfügte in der Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. über ein Jahresbudget von rd. 20.000 Goldpfund, der Westen über ca. 270.000 Goldpfund! *Wolfram:* Germanen (Anm. 8), S. 90.
*65* Vgl. *Michael Whitby:* War and State in Late Antiquity: some economic and political connections. In: *Burkhard Meißner/Oliver Schmitt/Michael Sommer* (Hrsgg.): Krieg – Gesellschaft – Institutionen. Beiträge zu einer vergleichenden Kriegsgeschichte. Berlin 2005, S. 366; Sassaniden: *Pitz:* Griechisch-römische Ökumene (Anm. 4), S. 83. *Leppin:* Theodosius (Anm. 4), S. 94 f.

vierende Folgen, weil die oströmische Diplomatie die Goten nach Westen ablenken konnte.[66] Im Westen wechselten dagegen die Regierungszentren: Auf Rom folgten Trier, Mailand und Ravenna. Weder von Mailand noch von Ravenna aus war aber eine Militärpolitik zu organisieren, die den gesamten Westen erreichte und die germanischen Eindringlinge kontrollierte. Denn nach Theodosius gelangten Kinderkaiser auf den Thron, die keinen Kontakt mehr zur Truppe besaßen. Damit fehlte ihnen die entscheidende Legitimationsbasis kaiserlicher Macht, nämlich der militärische Erfolg an der Spitze der Reichsarmee. Stattdessen vergab man die höchsten Feldherrnposten an Germanen, deren Volksstämme häufig per Vertrag steuerfreie Siedlungsräume erhielten.

Dennoch haben sich fast alle germanischen Heerführer gegenüber ihren römischen Auftraggebern loyal verhalten und erfolgreich gegen äußere Feinde gekämpft.[67] Die Erklärung für dieses Phänomen ist in der Beziehung zu suchen, die die Germanen mit dem Kaiser eingingen. Sie verlief auf zwei Ebenen: (1.) Die vertragliche Abgabe fester Siedlungsräume bedeutete zunächst, dass die Germanen steuerfreie Eigentümer des überlassenen Bodens wurden. (2.) Gleichzeitig band der Kaiser den rex durch ein persönliches Treuegelöbnis an sich und verpflichtete ihn zur Heeresfolge. Der Kaiser als Gefolgsherr belohnte den Germanen mit einem hohen Feldherrnamt, regelmäßiger Soldzahlung und einer Grundrente.[68] Deutlich sind hier Strukturen angelegt, die von der Vertragsvorstellung der Römer zu den personalen Naheverhältnissen führen, auf der die Ordnung der germanischen Stammesgesellschaften beruhte. Sie wurden im Mittelalter durch das fränkische Lehnswesen in ihre klassische Form gebracht und haben die Verfassungsgeschichte Europas weit über die Zeit hinaus geprägt, in der die romanisch-germanischen Völker wieder zum Aufbau institutionalisierter Flächenstaaten übergingen.

Trotz des Treuegelöbnisses der Germanen schwächte jedoch die Überlassung von Siedlungsland die Macht des Westreiches. Das Reichsgebiet verwandelte sich in einen Flickenteppich autonomer Stammesgebiete, deren Bewohner als „Föderaten" (von foedus = Vertrag) zwar offiziell Untertanen des Kaisers waren, aber eine andere Staatsauffassung besaßen.[69] Die Auflösung des Westreiches war somit weniger das Ergebnis spektakulärer militärischer Niederlagen oder Eroberungen „germanischer Horden". Vielmehr verlagerte sich mit jeder Ansiedlung die Macht auf die Führer der Föderatenverbände, die häufig auch die ersten Reichsgründer auf römischem Boden waren. Damit gingen der Reichszentrale wichtige Steuereinnahmen und Ländereien verloren. Nicht ohne Grund ist der letzte (illegitime) Kaiser Romulus Augustulus abgesetzt worden, weil er die Föderaten weder bezahlen noch mit Land versorgen konnte und diese deshalb ihren Offizier Odoacer zum König wählten.

## 6. Fazit: Die Bedeutung der Spätantike für die europäische Geschichte

Abschließend lassen sich einige Antworten auf die Frage formulieren, welche Bedeutung die Spätantike für die europäische Geschichte bzw. für die Weltgeschichte hatte.

1. Einer der wichtigsten Konsequenzen der geschilderten Entwicklungen bestand darin, dass sich die alte Einheit des Mittelmeerraums auflöste, und zwar in einen östlichen Teil, der eine duale Herrschaftskonfiguration (Byzanz – Sassaniden, denen der Islam folgte) erlebte, und einen westlichen, der von mehreren germanischen Königreichen bestimmt wurde.

66 Vgl. *Pitz:* Griechisch-römische Ökumene (Anm. 4), S. 123.
67 Vgl. *Cameron:* Spätes Rom (Anm. 1), S. 175; *Whitby:* War and State (Anm. 65), S. 363.
68 Vgl. *Pitz:* Griechisch-römische Ökumene (Anm. 4), S. 146 f.
69 Vgl. *Pitz:* Griechisch-römische Ökumene (Anm. 4), S. 151–165.





Diese Entwicklung hatte sich mit der machtpolitischen Rochade Roms nach Konstantinopel angedeutet und wurde durch die Völkerwanderung vorangetrieben. Sie hat die Geschichte des gesamten Mittelmeerraums nachhaltig bestimmt, ablesbar an der noch heute bestehenden Sprach-, Kultur- und Religionsgrenze im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien, die fast exakt der Distriktgrenze zwischen dem Ost- und Westreich entspricht.

2. Der östliche und der westliche Teil des Mittelmeerraumes haben unterschiedliche Formen des Umgangs mit dem Christentum im staatlichen Rahmen gefunden. Der Kaiser von Konstantinopel gab den Führungsanspruch über die Kirche nie auf; später haben die russischen Zaren daran angeknüpft. Im Westen musste sich angesichts des verwaisten Kaiserthrons und der stärkeren Position der Bischöfe sowie des Papstes das Verhältnis zwischen Staats- und Kirchenoberhaupt in einem langen und verwickelten Prozess austarieren. Wesentlich für die Entwicklung im Westen war die selbstbewusste Haltung der Bischöfe gegenüber dem staatlichen Herrscher. Die Papstkirche ist somit die einzige Institution, die ein bruchloses Kontinuum seit der Spätantike bis in die Moderne aufweist.
3. Die dritte Bedeutung der Spätantike liegt in der Verschmelzung römischer und germanischer Herrschaftsauffassungen. Die Germanen wurden in einem langen Anpassungsprozess mit den römischen Verhältnissen vertraut und lernten, mit ihnen umzugehen, zunächst als bloße Nachahmer, später als gelehrige Schüler, die sich stets ein Gefühl der Ehrfurcht vor den Lehrmeistern bewahrten; dieses Gefühl unterscheidet sie stärker als alles andere von den orientalischen Völkern, den Persern, Arabern oder Berbern, die allem Römischen eine schroffe Ablehnung entgegenbrachten.[70] Übereinstimmungen in wesentlichen Auffassungen ermöglichten die Weiterentwicklung von Grundformen der Herrschaft. Sie basierten auf dem Gefolgschaftsverhältnis als einer neben dem Geschlechterverband existierenden Form des Personenverbandes und auf der agrarischen Lebensweise der Germanen. Das erste Element wurde bedeutsam, als die vertragliche Abgabe von Siedlungsland mit dem Eingehen eines Gefolgschaftsverhältnisses zwischen Kaiser und germanischem Heerführer gekoppelt wurde. Das zweite Faktum traf sich mit dem Streben der römischen Großgrundbesitzer im Westen, ihre Ländereien unabhängig von der kaiserlichen Zentrale zu verwalten und die auf ihren Gütern arbeitenden Bauern (Kolonen) an sich zu binden. Die Großgüter wurden ohne merkliche Zäsuren zu den mittelalterlichen Villikationen weitergebildet; sie bildeten für den Aufbau einer Herrschaft über Land und Leute, wie sie die Mächtigen gegen den Kaiser erstrebten, eine viel bessere Grundlage als die städtischen Wirtschaftsformen des Ostens.
4. Der hohe Respekt der Germanen gegenüber dem römischen Staat drückt sich auch darin aus, dass sie das römische Kaisertum nie antasteten und sich vor der römischen Staatsreligion insofern beugten, als sich alle, die auf Reichsboden siedelten, zum Christentum bekehren ließen, wenn auch mitunter in seiner arianischen Ausprägung. Selbst als Rom 410 erobert war, übernahmen sie die von den Christen entwickelte Vorstellung, wonach Rom als Idee trotz militärischem Untergang ewig sei und bei entsprechenden Voraussetzungen durch eine *renovatio* wieder zu neuem Leben erweckt werden könne. Diese Abstrahierung der Kaiser- und Reichsidee von den faktischen Machtverhältnissen ist ebenfalls eine Erfindung der Spätantike, die sich in keinem anderen vergleichbaren Kulturraum der Zeit findet und die europäische Politik und Geistesgeschichte bis in die Neuzeit geprägt hat.

70 Vgl. *Pitz:* Griechisch-römische Ökumene (Anm. 4), S. 50. *Ward-Perkins*: Fall (Anm. 5), S. 80.